

Nachrichten aus dem Reich des Bösen

Zeitgenössische Romane aus China¹

»Das Buch stellt keine Lektüre für Einsteiger dar, sondern will, begleitet vielleicht von manch starkem geistigen Getränk, durchstanden sein.« Was der Sinologe Wolfgang Kubin über Zhang Jies Roman »Abschied von der Mutter« schreibt, gilt für die Mehrzahl der Romane, die gegenwärtig aus China zu uns kommen. Sie stürzen den Leser in eine Welt des Elends, der Brutalität und der Ausweglosigkeit. Narbenliteratur nannte man die Texte, die unmittelbar nach der Kulturrevolution entstanden und mit deren Verbrechen abrechneten. Sie zeichneten sich durch eine gefühlvolle, häufig auch stereotype Darstellung der Geschehnisse aus und riefen nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieser hoffnungsvolle Zug ist aus den literarischen Texten mittlerweile weitgehend verschwunden. Geblieben aber sind die Narben. Und wie sich zeigt, gehen sie noch viel tiefer, als es ursprünglich den Anschein hatte.

»Gewohnt zu sterben«

» ... er hatte schon längst gespürt, dass die unglückliche Ehe eines der vielen großen gesellschaftlichen Probleme in China war; der abnormale Weg der Gesellschaft hatte zahllose abnormale Schicksale hervorgebracht«, räsoniert der Protagonist und teilweise Ich-Erzähler in Xianliang Zhangs Roman »Gewohnt zu sterben«. Es sind nicht allein die historischen Ereignisse, die die Figuren der Romane ins Unglück stürzen. Vielmehr gehen die politischen Katastrophen mit den privaten jene verhängnisvolle Verbindung ein, in der alles immer nur die schlimmst mögliche Wendung nimmt. Der Sexualität und der Suche nach Liebe kommen dabei eine zentrale Rolle zu. Xianliang Zhang beleuchtet in seinem Roman die seelische Zerrüttung, die die Kulturrevolution unter der chinesischen Intelligenz hin-

terlassen hat. Bedrückende Einsamkeit umgibt den Protagonisten, einen Schriftsteller, der aus einer reaktionären Familie stammt, nach der Veröffentlichung eines partei- und sozialismusfeindlichen Gedichts ins Arbeitslager kam und zum Tode verurteilt wurde. Während er zu Schriftstellerkongressen ins westliche Ausland reist und ehemalige Geliebte trifft, kreisen seine Gedanken unablässig um den Tod.

Xianliang Zhang schreibt als Betroffener. 1936 in Nanking in der Provinz Jiangsu als Sohn eines Kuomintang-Beamten geboren, wurde er 1957 als junger talentierter Dichter wegen eines Poems als »rechtes Element« auf eine Farm in der Provinz Ningxia verbannt. Bis zum Tode Mao Zedongs und dem Ende der Kulturrevolution 1976 wurde er wiederholt in Arbeitslager gesperrt. Erst 1979 erfolgte seine Rehabilitierung. In der Folge schrieb er zahlreiche Erzählungen und Romane, in denen er die psychische und sexuelle Frustration der Opfer in den Lagern und Gefängnissen thematisierte. Internationale Bekanntheit erlangte er durch seinen Roman »Eine Hälfte des Mannes ist die Frau«, der in zehn Sprachen übersetzt wurde.

»Leben«

Was Xianliang Zhang als Erwachsener durchlitt, erlebte die junge Generation von Schriftstellern, die in den sechziger Jahren zur Welt kam, bereits als Kind. Sie wurde Zeuge von Erschießungen und Misshandlungen. Brutalität, politische Willkür und Armut bestimmen in ihren Romanen den Alltag, den sie mit kühlem Blick festhält. Yu Hua wurde 1960 in Hangzhou in der Provinz Zhejiang geboren und wuchs in der Kleinstadt Haiyan auf. Er arbeitete zunächst als Dentist, ehe er nach der Veröffentlichung seiner ersten Erzählung 1987 nach Peking zog. Heute gilt er als einer der bedeutendsten Schriftsteller des Landes. 1991 erschien sein erster Roman »Schreie im Regen«.

Sein zweiter Roman »Leben!« wurde mit großem Erfolg von Zhang Yimou verfilmt. Er um-

spannt vier Jahrzehnte chinesischer Geschichte. Die Handlung beginnt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Ich-Erzähler Fugui, Sohn eines Gutsbesitzers, den ererbten Besitz verspielt und zum Tagelöhner wird, setzt sich fort während der Wirren der Revolution, als Fugui von Guomintang-Offizieren zum Kampf gegen die Rote Armee gezwungen wird und endet in den siebziger Jahren. Auf dem nun wieder privatisierten Acker lebt Fugui mit seinem Ochsen. Das ist alles, was ihm geblieben ist. Die Mitglieder seiner Familie hat er durch Schicksalsschläge fast alle verloren. »Ja, ich denke, es wird bald vorbei sein, mein Leben – ein ganz normales, durchschnittliches Leben«, stellt er lakonisch fest. »So ein unauffälliges Dasein ist halt doch besser, als wenn man hiernach strebt und danach strebt und am Ende mit dem Leben dafür bezahlt. Bei mir kann man wohl sagen, es ging immer mehr bergab, aber ein langes Leben, das habe ich gehabt!«

Yu Huas distanzierte, bewusst einfach und jede Psychologisierung meidende Erzählweise wurde sowohl mit den Stilisierungen der chinesischen Oper als auch mit dem französischen *nouveau roman* verglichen. In dem Roman »Der Mann, der sein Blut verkaufte« ermöglicht ihm dieses nüchterne Festhalten von Geschehnissen die Darstellung eines melodramatischen Handlungsverlaufs, ohne dabei in Sentimentalität oder Kitsch abzugleiten. Denn der Seidenfabrikarbeiter Xu, der sein Blut verkauft, um damit die Schicksalsschläge in seiner Familie zu bewältigen, erweist sich ungeachtet seiner derben Art und seiner brutalen Ausbrüche als herzenguter Mensch, der verzeihen kann, wenn es darauf ankommt, und hilft, wenn er gebraucht wird.

Gier, Hass und Rache

Ganz anders die Figuren in Su Tongs Roman »Reis«. Mitleid oder ein Gefühl der Zuneigung wird man hier vergeblich suchen. Su Tong erzählt die Geschichte des Mannes Wulong, der in dem von Hungersnöten heimgesuchten China der dreißiger Jahre aus seiner ländli-

chen Heimat in die Stadt flüchtet und dort zum Anführer einer Bande aufsteigt. Getrieben von Gier nach Besitz, Macht und Sex, beginnt Wulong sein Zerstörungswerk an der Familie, die ihn aufnimmt. Unter Aufbietung aller Heimtücke und durch rücksichtslose Ausnützung der Gefühle und Triebe der Menschen bringt er ihr Reisgeschäft an sich. Er ermordet den Bandenführer, der den Reishandel und Waffenschmuggel kontrolliert und nimmt dessen Position ein. Am Ende versucht Wulong, blind und von Geschlechtskrankheiten zerfressen, mit einem Güterwaggon voller Reis in seine Heimat zurückzukehren, um zu sterben.

Su Tong wurde 1963 in der alten Hafenstadt Suzhou in der Provinz Jiangsu geboren und begann bereits während seiner Schulzeit zu schreiben. Ab 1980 publizierte er seine ersten Texte. Seinen Durchbruch verdankt er ebenfalls dem Filmregisseur Zhang Yimou, der 1989 Su Tongs Erzählung »Eine Schar Ehefrauen und Konkubinen« unter dem Titel »Die rote Laterne« verfilmte. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte seines Landes gerät bei Su Tong zur misanthropischen Anklage. China ist für ihn ein Hort des Bösen. Das gilt auch für seinen Roman »Die Opiumfamilie«, in der er den Niedergang der Familie des Großgrundbesitzers Liu Laoxia schildert. Nur Gier, Hass und Rache treiben die Menschen an. Durch Brudermord und Betrug ist Liu Laoxia zum reichsten Grundbesitzer der Gegend geworden und aus Hass gegen ihn schließt sich der Vorarbeiter Chen Mao der kommunistischen Befreiungsarmee an. Als sein Versuch, die Bauern aufzuwiegeln, von Liu Laoxia vereitelt wird, vergewaltigt er aus Rache dessen Tochter.

»In seiner winzigen Seele lauerte das Böse«

Ein ähnlich negatives Menschenbild entwirft auch Wang Anyi in ihrem Roman »Zwischen Ufern«. Von der Kulturrevolution aufs Land verbannt, lernt Mi Ni auf der Rückkehr in ihre Heimatstadt den Fachschulabsolventen A Kang kennen. Sie verliebt sich in ihn und

kommt nicht mehr von ihm los. Der Roman erregte bei seinem Erscheinen in China beträchtliches Aufsehen. Wang Anyi, die zu den meistgelesenen Schriftstellerinnen ihres Landes zählt, verarbeitet darin größtenteils eigene Erfahrungen. 1954 in Nanking als Tochter der Schriftstellerin Ru Zhijuan geboren und in Shanghai aufgewachsen, wurde sie während der Kulturrevolution mehrere Jahre nach Anhui, eine der ärmsten Provinzen des Landes, verbannt, um mit den Bauern auf den Feldern zu arbeiten. Noch während des Aufenthalts in Anhui begann sie zu schreiben. 1978 kehrte sie nach Shanghai zurück. In ihren Erzählungen und Romanen reflektiert sie das Leben vor, während und nach der Kulturrevolution. Ins Zentrum stellt sie dabei das bis dahin verpönte Thema Liebe. Doch geben die Geschlechterbeziehungen, die sie schildert, eher ein Zerrbild der Liebe ab. Denn was Mi Ni an A Kang bindet und auch über Trennung und Verrat hinweg anhält, hat mehr mit sexueller Abhängigkeit und schicksalhafter Verfallensein zu tun als mit großen Gefühlen der Zuneigung. Schließlich arbeitet Mi Ni für A Kang sogar bereitwillig als Prostituierte. Verstörend an Wang Anyis Roman ist vor allem die Triebhaftigkeit, mit der die Figuren in ihr verhängnisvolles Schicksal verstrickt sind. Über die Generationen hinweg gibt es daraus kein Entrinnen. »Die Hintertriebenheit war ihm angeboren«, heißt es über Chali, Mi Nis und A Kangs Sohn. »In seiner winzigen Seele lauerte das Böse. Diese angeborene Boshaftigkeit war tief in seinem Bewusstsein vergraben und erwachte zusammen mit ihm.« Wang Anyi sucht die Ursachen für das Verhalten ihrer Figuren nicht in den äußeren Umständen. Zugleich fällt sie damit ein vernichtendes Urteil über die Zukunft ihres Landes, für das auch eine Änderung der Verhältnisse keine Rettung bringen kann: »Vater und Mutter betrachtete er als seine Geldquellen, allein deshalb zollte er ihnen Respekt. Ihm war es gleich, ob der Vater ein Schieber und die Mutter eine Prostituierte war – so lange sie ihm Geld gaben, akzeptierte er sie und betrachtete

sich als glückliches Kind. Seine Generation von Gaunern strebte einfachere, solidere Dinge an als die Generation seines Vaters. Diese hatte noch andere, verwerfliche Ziele gehabt, wie Liebe, Macht und Unterdrückung. Doch bei ihm hatte sich alles aufs Geld reduziert.«

Verstehen und Verzeihen

Daneben tauchen jedoch auch Stimmen auf, die sich mit milderem Blick um ein Verstehen bemühen. Hei Ma, 1960 geboren und heute Drehbuchautor einer staatlichen Fernsehgesellschaft in Peking, erinnert in seinem Roman »Das Klassentreffen oder Tausend Meilen Mühsal« aus der Perspektive sechs verschiedener Personen – fünf Schüler und ihres Lehrers – an die Zeit der Kulturrevolution. Aus der Sicht der Schüler hat der Lehrer sich auf ihre Kosten rehabilitiert, indem er sie aufs Land schickte und damit die Weichen für ihr Leben stellte. Aber Hei Ma zeigt auch, wie schwer der Lehrer an dieser Schuld trägt: »Diese Rechnung würde niemals zu begleichen sein, sie quälte ihn und seine 59 Schüler und führte sie in eine eigene Welt.« Zum Rechtsabweichler gestempelt, bestand sein Leben nur aus Misshandlungen und Demütigungen. Drei Jahre hauste er mit seiner Frau und seinen Söhnen in einer Berghöhle. Als er in den 59 Schülern der Klasse seine große Chance sah, sich als Vorzeige-Lehrer zu beweisen und in die Partei aufgenommen zu werden, konnte er der Versuchung nicht widerstehen. Am Ende verzeihen ihm die Schüler: »Alle Anstrengungen, aller Hass und alle Güte erscheinen uns heute wie aus einem Theaterstück.«

Hei Ma zieht damit gleichsam einen Schlusstrich unter die Vergangenheit. Bereits mit seinem Roman »Verloren in Peking« wandte er sich dem Leben am Anfang der wirtschaftlichen Reformpolitik zu. Ironisch und ein wenig überzogen vermittelt er Einblicke in den chaotisch-turbulenten Alltag von acht Mitarbeitern des Avantgarde-Verlages und ihren Angehörigen, die zusammen in ein heruntergekommenes Peking Hochhaus ge-

pfercht sind. Was sie über alle Streitigkeiten und Querelen hinaus verbindet, ist das Streben nach einem besseren Leben, getragen von dem Wunsch, die Vergangenheit zu vergessen. Am Beispiel des kleinen Verlagsangestellten Men Xiaogang aus Sichuan, dem als einzigen von allen ein glückliches Schicksal vergönnt ist, bringt Hei Ma es am Schluss des Romans zum Ausdruck: »Wenn er an die Zeit zurückdachte, als er alle Kräfte aufgeboten und sich sogar fälschlich als Sekretär des Zentralen kommunistischen Jugendverbandes ausgegeben hatte, um ein Zimmer und einen Beamtenposten zu ergattern, empfand er eine tiefe Abneigung gegen die Vergangenheit.«

»Schwere Flügel«

Mit der Bewältigung der Gegenwart befasst sich auch der Roman »Schwere Flügel« von Zhang Jie. 1937 in Peking geboren, fand Zhang Jie spät zur Literatur. Nach dem Studium der Volkswirtschaft arbeitete sie zunächst im Ministerium für Maschinenbau und veröffentlichte erst mit 39 Jahren ihre ersten Erzählungen. »Schwere Flügel« wurde zu einem Welterfolg. Die Protagonisten gehören allen Gesellschaftsschichten an, von der Ministerebene bis hin zu Ingenieuren und Arbeitern. Einfühlsam und mit Liebe zum Detail erzählt Zhang Jie ihre Schicksale und entwirft ein Gesellschaftspanorama aus den Anfangsjahren der Reformpolitik. Obwohl sie der Stellung der Frauen dabei besondere Aufmerksamkeit widmet und mit ihrem Roman »Abschied von der Mutter« das Thema weiblicher Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit zur Diskussion stellt, wehrt sie sich dagegen, Frauenliteratur zu schreiben. »Ich habe nicht das Gefühl, eine Frau zu sein, ich vergesse es oft«, erklärt sie in einem Gespräch mit Wolfgang Kubin. Das bisherige weibliche Selbst sei von einem Unterlegenheitsgefühl gegenüber dem Mann geprägt, der Mann erscheine einer Frau oft als Gott. Das wahre weibliche Selbst dagegen wäre: Ich bin dem Manne gleich, ich brauche keinen Mann zu meinem Schutz.

Weibliche Selbstfindung

Dieses von Zhang Jie formulierte Ideal weiblicher Selbstbestimmung ist das Thema von Hong Yings autobiografischem Debütroman »Der chinesische Sommer«. 1962 in Sichuan geboren und zur Zeit der Großen Hungersnot in den Slums von Chongqing aufgewachsen, ging sie 1989 nach Peking, um an der Xu Lun Schriftstellerakademie zu studieren. Den Hintergrund ihres Romans bildet die Niederschlagung der Demokratiebewegung in Peking am 4. Juni 1989, als die chinesische Regierung beschloss, den Studentenunruhen rigoros ein Ende zu setzen. Auf der Flucht vor Kugeln, Panzern und Soldaten läuft die junge Dichterin Lin Ying, die zum Studium nach Peking gekommen war, durch die Stadt. Der Roman machte Hong Ying, die mittlerweile in London lebt, international bekannt. Doch fand er widersprüchliche Aufnahme. Dass ihre Protagonistin Lin Ying Befreiung und weibliche Selbstfindung über erotische Abenteuer und sexuelle Freizügigkeit zu erlangen sucht, trug Hong Ying die Etikettierung »Sexautorin« ein, eine nicht nachvollziehbare Abwertung. Indem sich die Unterdrückung der Frauen auf keinem Gebiet deutlicher manifestiert als auf sexuellem – Lin Ying wird von ihrem Freund brutal entjungfert, damit kein anderer Mann sie heiratet – muss ihre Emanzipation eine sexuelle sein. Die chinesische Regierung aber lässt auch eine solche Befreiung nicht zu: Im Gefangenenwagen wird Lin Ying abgeführt.

Ruth Renée Reif

1 XIANLIANG ZHANG: **Gewohnt zu sterben**. edition q Verlag, Berlin 1994 (vergriffen).

YU HUA: **Leben!** Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1998. 219 Seiten, 17 EUR.

YU HUA: **Der Mann, der sein Blut verkaufte**. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2005. 254 Seiten, 8 EUR.

SU TONG: **Reis**. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1998.

SU TONG: **Die Opiumfamilie**. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1998 (vergriffen).

WANG ANYI: **Zwischen Ufern**. edition q Verlag, Berlin 1997 (vergriffen).

HEI MA: **Verloren in Peking**. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1996 (vergriffen).

HEI MA: **Das Klassentreffen oder Tausend Meilen Mühsal.** Eichborn Verl., Frankfurt/M. 1999 (vergr.).
ZHANG JIE: **Schwere Flügel.** Hanser Verlag, München 1985 (vergriffen).

ZHANG JIE: **Abschied von der Mutter.** Unionsverlag, Zürich 2000. 224 Seiten, 16 EUR..

HONG YING: **Der chinesische Sommer.** Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2005. 231 S., 8,95 EUR.

Rette meine Seele!

HA JIN: **Im Teich.** Roman. Aus dem Englischen von Susanne Hornfeck. Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv premium), München 2001. 179 Seiten, 12 EUR.

HA JIN: **Verrückt.** Roman. Aus dem Englischen von Susanne Hornfeck. Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv premium), München 2004. 319 Seiten, 15 EUR.

Etwas vom alten China aufscheinen zu lassen, die aktuelle Situation eines einzelnen Menschen zu schildern, den politisch-gesellschaftlichen Rahmen im heutigen China klar sichtbar zu machen, und doch den Bogen zu den gegenwärtigen Problemen des westlichen Lesers zu spannen – diese Quadratur des Kreises scheint mir in dem Roman »Im Teich« auf bewundernswerte Weise gelungen. Shao Bin ist Arbeiter in einer Düngerefabrik, aber er ist auch Künstler: Kalligraph vor allem. Ein zu großer Fisch in einem allzu kleinen Teich? Mit zu vielen weiteren Fischen, die nach ihm schnappen? Bei der Zuteilung einer größeren Wohnung für seine Ein-Kind-Familie wird er abermals übergangen – offensichtlich auch, weil er nicht bereit war, den Führungskadern das übliche Bestechungsgeschenk zukommen zu lassen. Wie reagiert er? Mit künstlerischen Mitteln! Am Abend erinnert er sich an einen Ausspruch von Wang Chong, »dem materialistischen Denker aus der Han-Dynastie, der von der *Bekämpfung des Übels mit dem Schreibpinsel* handelte« (Hervorhebung Verf.). Er fertigt eine Karikatur an und versieht sie mit der schön geschriebenen Überschrift »Glücklich ist die Familie, die Macht besitzt« – wobei Familie hier, satirisch überspitzt, die Beleg-

schaft, mit Frauen und Kindern, und die beiden Parteisekretäre an der Spitze meint. Er schickt die Tuschezeichnung an eine Zeitung; sie wird gedruckt und auch am Schwarzen Brett der Düngerefabrik aufgehängt.

Damit nehmen die Dinge ihren Lauf. Die Macht besitzenden Familienhäupter lassen sich das nicht gefallen – Shao Bin wird verwahrt, bestraft, immer wieder auch mit unlauteren Mitteln unter Druck gesetzt, ja sogar körperlich gezüchtigt. Ein chinesischer Michael Kohlhaas? Die Unterschiede werden sofort offensichtlich, wenn man diesen Vergleich zieht: Gerechtigkeitssinn, Aufrichtigkeit, bis hin zu Sturheit und Unerbittlichkeit dort wie hier, aber die Mittel des Kampfes sind ganz andere. Und immerhin: Bei Shao Bin geht es gut aus: Er wird schließlich in die Propaganda-Abteilung der Kommuneverwaltung versetzt. Er kommt in einen größeren Teich, der ihm eher angemessen ist. Eine größere Wohnung aber hat er damit zunächst noch nicht ... Ha Jin, 1956 in Nordchina geboren und bereits 1985 in die USA ausgewandert, erzählt die Geschichte in einer leicht lesbaren, lockeren Sprache, mit untergründigem Humor und Biss.

Ganz anders, nämlich vielschichtiger und differenzierter, ist der Roman »Verrückt«. Literaturprofessor Yang von der Universität Shanning ist nach einem Schlaganfall nicht mehr ganz bei Verstand, er redet wirr, gibt erstaunliche Bröckchen aus seiner Vergangenheit preis, provoziert, zitiert aus der »Göttlichen Komödie« und anderer ausländischer Literatur, manchmal auch klassische chinesische Gedichte, warnt, klagt und kommentiert ohne gleich erkennbaren Zusammenhang. Sein Student Jian, bisher beliebter Hoffnungsträger und zudem mit seiner Tochter verlobt, der ihn täglich im Krankenhaus besucht (und die Geschichte in der Ichform erzählt), wird selber zunehmend verwirrt und kann sich nur nach und nach vieles zusammenreimen. Er muss vor allem immer deutlicher erkennen, dass er längst eine Figur im Machtkampf an der Universität geworden

ist. Ein chinesischer Campus-Roman? Das ist eine der möglichen Lesarten. Es ist vor allem auch (was der Titel nicht erkennen lässt) die Geschichte des jungen Mannes, der dabei ist, seinen eigenen Weg in der wenig frei lassenden Gesellschaft zu finden – und der führt ihn weg von der Literatur und trennt ihn von der geliebten Professoren-Tochter. Am Ende muss Jian sich fragen, ob er nicht *mehr* verrückt ist als sein Lehrmeister. »Oh, wie kann ich aus diesem erstickenden Zimmer entkommen, aus diesem unzerstörbaren Kokon, diesem hermetischen Sarg? Wie kann ich meine Seele befreien? Ich will nicht verenden wie ein Wurm«, schreit der verwirrte Professor einmal auf. Aber als Leser begreift man bald, dass hier viel mehr die Zukunftsaufgaben des jungen Mannes angesprochen sind. Er ist es, der sich von den einengenden Vorgaben befreien muss. »Rette mich, rette meine Seele!« lautet noch deutlicher der Imperativ des Herrn Yang kurz vor seinem Tod – und auch das ist vor allem ein Ruf an seinen Schüler, der dringend die eigene Rettung einleiten muss. Der schafft das zwar – aber erst, als er von der Bindung an den Lehrer und an die Freundin befreit ist (sie verlässt ihn, weil ihre materiellen Interessen stärker sind). Statt sich auf die nächste Prüfung vorzubereiten, bewirbt er sich um eine Stelle in der Planungsabteilung der Provinzverwaltung, weil er glaubt, dann dem produktiv tätigen einfachen Menschen besser helfen zu können.

Am Schluss beteiligt sich Jian an den Studentenprotesten auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Beijing, die bekanntlich blutig niedergeschlagen wurden (1989). Er kommt zwar körperlich heil heraus, muss aber fliehen und entschließt sich, seine formale Identität abzulegen und nach Hongkong ins Exil zu gehen. »All dies machte mir deutlich«, so die Folgerungen des Erzählers, »wie stark persönliche Motive das politische Geschehen beeinflussten ... Das Individuum wird von seinen ureigenen Interessen geleitet und bringt auf diese Weise Dynamik ins Weltgeschehen ... ich wollte mich wie ein freier,

selbstbestimmter Mensch aus der revolutionären Maschinerie ausklinken ...«

Helge Mücke

»Obskure« Lyrik mit Pathos

YANG LIAN: **Gedichte. Drei Zyklen.** Aus dem Chinesischen von Huang Yi. Ammann Verlag, Zürich 1993. 70 Seiten, 16,90 EUR.

Es war für mich reizvoll, im Vergleich zu den sehr alten Gedichten von Li Qinzhaos auch Beispiele aktueller Lyrik zu lesen: Auf Deutsch ist in Buchform wenig auf dem Markt. Unter dem oben genannten Titel fasste Yang Lian, geb. 1955, drei Zyklen zusammen. Die Kontinuität ist spürbar: Auch hier Bilder mit Anklängen, die für uns nicht ohne Erklärung verständlich sind; auch hier die lebendige Anknüpfung an die Vergangenheit. Mit Versen wie den folgenden aus dem Gedicht »Leiden« wird in wenigen Worten der Bogen zur persönlichen Gegenwart geschlagen: »Seit Jahrhunderten steh ich wie einer / Von hunderttausend gepeitschten Bauern, / Ein wie Vieh gen Norden getriebener Soldat ... / Fern in meinem Dorf / Verwildern das kleine Stück Feld und der Garten, / Am gefallenem Bambuszaun, / Jung noch, meine Frau ...«

Yang Lian gehört zu der Generation, die ihre prägenden Jugendjahre nicht in der Schule, sondern bei Zwangsarbeit auf dem Land verbracht hat. Sie gehört zu den Schriftstellern, die in der kurzen Zeit geistiger Freiheit von 1985 bis 1988 ihr junges Publikum fanden. Speziell gehörte er einer Fünfergruppe an, die von der Literaturkritik wie von politischer Seite als »Die Obskuren« bezeichnet wurde – weil ihre Dichtung nicht bis ins Letzte verständlich war. »Sich einzulassen auf einen nicht aufklärbaren Rest, auf einen dunklen Raum zwischen Dichter und Leser,« – Merkmale also, die geradezu zum Maßstab eines guten Kunstwerks gehören – »das bedeutete einen ungeheuren Sprung für die nur zur Rezeption starrer kanonisierter Formen erzogene junge Elite Chinas«. Das und mehr ist dem

hilfreichen Nachwort des Übersetzers zu entnehmen, der auch dafür plädiert, sich auf das Pathos der Gedichte einzulassen, das bei der Übertragung nicht verlorengehen darf. Vom Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1989 wurde Yang Lian auf einer Reise in Neuseeland überrascht; seitdem lebt er in der Emigration.

Am meisten angesprochen hat mich der Zyklus »Yüanmingyüan – Selbstbekenntnis, einer Ruine gewidmet«, der die Selbstbestimmung des Dichters in schwieriger Zeit zum Thema macht: »See« beginnt mit den Zeilen »Der See ist vereist, ich finde / Das Blau meiner Kindheit nicht mehr ...«; in »Sprache« heißt es am Anfang »Schwarze Einsamkeit der Liebe / Füllt meine Verse. / Zwischen Bäumen, jadegrün, und welken Trümmern ... / Schaffe ich mir meine Sprache ...«; der »Hymnus auf die Dichtkunst« enthält die Verse »Ein Dichter bin ich, / Ich will, daß die Rosen blühen, / Also blühen sie. Zeichen der Hoffnung finden sich in der Natur: Wildgänse schreiben im Fluge / Das Zeichen für ‚Mensch‘ – / Und finden mit allen Geschöpfen zum Licht« (»Der Denker«).

In deutscher Sprache ist von Yang Lian noch ein Essayband, ebenfalls bei Ammann, erhältlich. »Der Ruhepunkt des Meeres«, 1996 herausgegeben von der Akademie Schloss Solitude, ist leider inzwischen vergriffen.

Helge Mücke

Prosa, den Möglichkeiten angemessen

FRANK MEINSHAUSEN (Hg): **Das Leben ist jetzt. Neue Erzählungen aus China.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2003. 264 Seiten. 18,90 EUR.

Bei dieser Anthologie von gegenwärtig in China selbst lebenden Autoren empfiehlt es sich, das sehr erhellende Vorwort des Herausgebers und Übersetzers zuerst zu lesen. Lebhaft schildert er darin zunächst seine Erfahrungen wäh-

rend einer sechswöchigen Chinareise, die Recherchen und Kontakten diente. Hier sind elf Erzählungen kürzeren Umfangs versammelt. Ein wirklich freies Wort gibt es in China seit 1989 nicht. Wer das literarische Schreiben nicht aufgegeben oder wer neu damit angefangen hat, muss sich mit viel Geschick seine Nische suchen, denn das »Leben ist jetzt«. Eine solche Nische bietet seit etwa zehn Jahren das Internet – relativ frei, mehr nicht, denn auch die Internetanbieter unterliegen staatlicher Überwachung. Überhaupt muss man sich darüber im Klaren sein, dass man sich »Freiheiten in China auch heute noch nicht wirklich erkämpfen kann, sondern allein die Regierung über das Maß an Freiheit und Demokratie entscheidet, das jeder einzelne genießen darf«.

Die hier vorgestellten Autorinnen und Autoren sind alle nach 1959 geboren, wie den Kurzbiografien zu entnehmen ist. In China werden sie mit dem schwammigen Begriff »Neue Generation« zusammengefasst oder auch als »Ganz neue Leute« – es sind die Enkel von Mao und Coca-Cola, wie Meinshausen es prägnant formuliert. Gemeinsam ist allen elf Texten, dass sie »auf die veränderte Realität der chinesischen Städte Bezug nehmen«. In den Metropolen, wo die Wirtschaft seit einer gewissen Öffnung in unfassbarem Maße boomt, ist der Widerspruch zwischen (möglicher) Freiheit und Unfreiheit besonders groß. Hier »stieß ... der von westlichen Vorbildern beeinflusste Anspruch auf einen individuellen Lebensentwurf am heftigsten mit überkommenen Normen und Werten zusammen«.

Genau genommen, ist es unangemessen, hier einzelne Erzählungen hervorzuheben. Ich kann dem Leser nur empfehlen, den ganzen Band zu lesen, weil ein buntes Gesamtbild der aktuellen Literatur entsteht. Dennoch möchte ich zwei Beispiele nennen, die mich besonders angesprochen haben: In »Gehörverlust« von Ma Lan (einer Schriftstellerin, die der Minderheit der Hui angehört, 1963 geboren) ist die abnehmende Hörfähigkeit

der weiblichen Hauptperson eine großartige Metapher für ihre Orientierungslosigkeit; am Ende hat sie sowohl die Zuneigung zu ihrem »platonischen« Freund als auch die Liebe ihres Mannes verloren. Der gut von innen gegriffene Monolog in Ichform rutscht zuletzt sogar, entsprechend der Seelenlage der Frau, ins Absurde ab.

Duanli in der alten Stadt Nanjing von Zhu Wen (1967 geb., arbeitet neuerdings auch als Drehbuchautor und Regisseur) ist formal besonders interessant. »Liebe und Freundschaft in einer zunehmend materialistischen Gesellschaft sind das zentrale Thema der in rasantem Tempo erzählten und für chinesische Verhältnisse äußerst gewagten Geschichte«, schreibt dazu der Herausgeber. Das unglückliche Leben einer Frau ohne echte Liebesbeziehung wird mit verschiedenen Stilmitteln umkreist. So heißt es plötzlich »Um das Thema Duanli abzuhandeln, reicht der vorangegangene Text bei weitem nicht aus«, und dann gibt der Autor Bruchstücke aus seinen angeblichen Notizen wieder, die mit »Flüssigkeit eins« bis »... acht« bezeichnet sind – beispielsweise: »Flüssigkeit eins: Oh Flüssigkeit, rinnender Lichtstrahl!« oder »Flüssigkeit drei: Sie hat nie eine Träne eingebüßt und deswegen niemandem ihre Tränen gezeigt ...« oder »Flüssigkeit fünf: Aus heiterem Himmel fängt sie zu schwitzen an ...« und: »Flüssigkeit sieben: Keine. Das weißt du längst. In den letzten Jahren hatte sie keine mehr. Nicht eine einzige Träne ...« *Helge Mücke*

Satirischer Krimi

MO YAN: **Die Schnapsstadt**. Deutsch von Peter Weber-Schäfer. Unionsverlag, Zürich 2005. (Deutsche Erstausgabe im Rowohlt Verlag, Reinbek 2002.) 512 Seiten, 12,90 EUR.

»Keine Sprache«: Mo Yan, nennt sich der 1956 in Gaomi in einer bäuerlichen Familie geborene Schriftsteller, der spätestens seit der Verfilmung seines Romans »Das rote Kornfeld« auch international bekannt wurde. Der Uni-

onsverlag wird seine bereits übersetzten Werke nach und nach im Taschenbuch neu herausgeben. Statt sprachlos zu werden erzählt Mo Yan eine Kriminalgeschichte mit stark satirischem Einschlag: Sonderermittler Ding Gou'er wird in die Provinz geschickt, in die Schnapsstadt Jinguo, um Gerüchten nachzugehen. Dekadente, durch die Wirtschaftswende reich gewordene Parteikader sollen sich dort nach allen Regeln der Kochkunst Kinder zum Festmahl zubereiten lassen. Ganz so wird es wohl nicht sein, aber es ist schon eine sehr verwirrende Welt, zwischen Anspruch und Bestechung, Aberglaube und Gier, in die der Ermittler hineingerät.

Der Roman ist farbig und spannend erzählt, aber formal keineswegs einschichtig: Eines der Mittel der Brechung ist ein Briefwechsel zwischen »Mo Yan« und Li Yidou, einem Studenten der Alkoholkunde an der Brauereihochschule, der selber auch schreibt und (wörtlich wiedergegebene) Proben seiner Schreibkunst beifügt. Ein kurzes Beispiel soll einen kleinen Eindruck vom Stil vermitteln: »Herr Doktorand der Alkoholkunde! Wie geht es Ihnen? Ihr Brief und die Erzählung ›Alkohol‹ sind wohlbehalten angekommen. Ich bin nur ein einfacher Mensch mit lückenhafter Schulbildung, und deshalb hege ich große Bewunderung für Studenten. Und dann erst ein Doktorand! So wie die Zeiten nun einmal sind, muss man, um fair zu sein, sagen, dass der Beruf des Schriftstellers keine weise Wahl ist ... Wenn ich Doktorand der Alkoholkunde wäre, würde ich meine Zeit wahrscheinlich nicht darauf verschwenden, Romane zu verfassen. In China, einem Land, das nach Alkohol duftet, kann es da ein Unternehmen mit besseren Zukunftsaussichten und dem Versprechen größeren Erfolgs geben als das Studium des Alkohols? Früher hieß es: ›In den Büchern liegen goldene Paläste, in den Büchern liegen Säcke voll Korn, in den Büchern liegen schöne Frauen.‹ Aber die ältere Weisheitsliteratur hatte ihre Schwächen, und ›Alkohol‹ wäre heute in diesem Zusammenhang angemessener als ›Bücher.‹«

Natürlich ist das nicht wirklich ein Krimi, eher eine fantasie- und humorvoll, oft recht drastisch geschriebene Burleske als gut getarnte Schilderung chinesischer Wirklichkeit. Mo Yan ist einer der wenigen international bekannten Autoren, die im Lande selbst leben.
Helge Mücke

Schrift und Imagination

HUANG QI (Hg.): **Chinese Characters then and now.** Edition Voldemeer, Zürich u. Springer Verlag, Wien u. New York 2004. 352 Seiten, 95 EUR.

Die chinesische Schrift ist eines der bedeutendsten jener Elemente, die China von der übrigen Welt absetzen. Mehrere zehntausend verschiedene Schrift-Zeichen werden in chinesischen Lexika aufgeführt und für den alltäglichen Gebrauch werden immerhin noch mehrere Tausend benötigt. Chinesische Schulkinder verbringen ihre ersten Schuljahre fast ausschließlich mit dem Lernen dieser Zeichen. Die Schrift hat sich historisch von einer Bilderschrift zu abstrakteren Zeichen entwickelt, die jeweils für ein Wort stehen. Trotz dieses Abstraktionsprozesses – und trotz der weiteren Vereinfachung, die in der Volksrepublik nach 1949 vollzogen wurde – erscheint sie im Vergleich zu den Alphabetsystemen der übrigen Menschheit (wie etwa dem lateinischen Alphabet) immer noch ungeheuer kompliziert und weist dabei zugleich einen inneren Reichtum auf, der sie ganz anders mit einem imaginativen Bereich verbindet als das in den dünnen Alphabetschriften der Fall ist. Charakteristisch dafür ist auch, dass die Kalligraphie, d.h. das künstlerische Schreiben von Schriftzeichen, in China zu einer der anerkanntesten Kunstformen geworden ist.

Diesem Thema der chinesischen Schrift und der Schriftzeichen widmet sich ein Band, der im akademisch renommierten Springer Verlag zweisprachig, auf Englisch und Chinesisch, erschienen ist: »Chinesische Zeichen früher

und heute«, herausgegeben von Huang Qi, einer chinesischen Wissenschaftlerin, die auch in Zürich beheimatet ist. Der sehr edel ausgestattete Band hat einen Charakter, der nicht ganz leicht zu erfassen ist. Einerseits wirkt er als ein Sammelband mit Essays über die chinesische Schrift, wenn auch inhaltlich eher locker zusammengefasst, andererseits auch als eine Buch-Gabe zu Ehren von Qi Gong, dem Lehrer der Herausgeberin Huang Qi, einem über neunzigjährigen Pekingener Literaturprofessor und Kalligraphen (von Qi Gong stammen zwei der sechs Essays des Bandes, darunter der längste, der allein die Hälfte des Buchtextes ausmacht), und dann hat das Buch auch den Charakter einer Liebhaberschrift für die Freunde der chinesischen Schrift und Kultur. Zwischen dem englischen und dem chinesischen Text hat das Buch einen Bildteil mit knapp 100 sehr hochwertigen Abbildungen chinesischer Schrift aus archäologischen Funden oder alten Manuskripten. Der Hauptessay des Bandes, »Ausführungen über chinesische Inschriftenkunde«, ist ein detaillierter Versuch, die frühe chinesische Schriftentwicklung bis ins 1. Jahrtausend n. Chr. zu klären. Dabei geht es darum, das, was aus alten Traktaten über die Existenz verschiedener Schriften (d.h. Schreibarten) mit verschiedenen Benennungen (z.B. »Große Siegelschrift«, »Kleine Siegelschrift«, »Archaische Schrift«, »Gelehrtenschrift«, »Schreibschrift« etc.) überliefert ist, mit den Befunden der modernen Archäologie zusammenzubringen und die Entwicklung, die es hier gegeben hat, zu verstehen. Es zeigt sich, dass in China einerseits für verschiedene Anlässe (kaiserlich-offiziell, privat etc.) und verschiedene Materialien immer verschiedene Schreibarten nebeneinander bestanden haben, wie es auch eine kontinuierliche Entwicklung der Schrift durch die Zeiten hindurch gab. Typisch etwa, dass für besonders feierliche, kultische Anlässe eine archaische, altehrwürdige Schreibart verwendet wurde, die im gewöhnlichen Alltagsgebrauch schon außer Mode gekommen war. Das ist bis heute so.

Ein zweiter Essay von Qi Gong beschäftigt sich mit der Kalligraphie, mit der Schreibordnung und der räumlichen Aufgliederung der Zeichen bzw. der Striche, aus denen die Zeichen jeweils bestehen. Der Aufsatz ist eigentlich für Liebhaber der Kalligraphie bzw. für Menschen gedacht, die sich in chinesischer Kalligraphie versuchen wollen.

Ein weiterer Aufsatz von einem jüngeren Wissenschaftler beschäftigt sich mit dem Abstraktionsprozess, wie er in der chinesischen Schrift im 1. Jahrtausend v. Chr. stattgefunden hat und der englisch als »clericalization« (etwa: Übergang zu einer Gelehrtenschrift) bezeichnet wird.

Losers mit dem Gesamtthema verbunden sind die anderen drei Aufsätze: Der taiwanische Philosophieprofessor Chen Guying untersucht den Begriff des »Dao« bei Lao-Tse und Zhuang-Tse, den Urschriften des Daoismus. Der Aufsatz, obwohl von einer tiefen Kenntnis getragen, zeigt – zumindest in der englischen Übersetzung – doch auch gewisse typische heutige Schwierigkeiten in der Aneignung dieser altchinesischen Weisheitslehren. Lao-Tses Schrift wird von Chen als eine »Theorie« bezeichnet, sein Konzept des Dao als »Hypothese«. Seine Philosophie wird als eine Art antireligiöse Aufklärung mit pazifistischen und demokratischen Untertönen beschrieben. Das ist vielleicht nicht einfach falsch, aber es wirkt doch letztlich anachronistisch und wie eine hilflose Anwendung heutiger Begriffe auf eine Art Rätsel-Sprache, die aus ganz anderen Bewusstseinsstrukturen und einer ganz anderen Weltstimmung heraus gewachsen ist.

Ein Aufsatz des Komponisten Zhao Jiping (der u.a. die Musik für eine Reihe von Filmen der Regisseure Zhang Yimou und Chen Kaige, d.h. der im Westen bekanntesten chinesischen Filmemacher, komponiert hat) ist in Interviewform abgefasst und heißt »Music and Chinese Characters« (Musik und chinesische Zeichen). Eigentlich geht es darin im Wesentlichen um recht interessante Ausführungen über den Kompositionsprozess und

die Bedeutung visueller Imaginationen in Bezug auf Musik.

Im letzten Aufsatz schließlich schreibt der Mathematikprofessor (Hongkong und Harvard) Yao Shin-Tung aus der Sicht eines Mathematikers über die Zeichen der chinesischen Schrift. Er vergleicht das westliche Alphabet mit der Algebra, die chinesische Schrift mit der Geometrie. Der Autor, offenbar ein weltweit führender Mathematiker, entschuldigt sich am Anfang des Aufsatzes dafür, dass er kaum Zeit gehabt hätte, das Thema zu bearbeiten. Das merkt man dem etwas beiläufigen Aufsatz letztlich auch an.

Interessant ist das Buch über den Inhalt hinaus wegen des Einblicks in die Welt chinesischer Gelehrter bzw. Künstler, den es vermittelt. Es ist eine Welt, in der jenes typisch westliche Wissenschaftsethos, wonach Erkenntnis mit einer Art Härte und Schärfe, mit der Desillusionierung liebgewordener, schützender Vorurteile, zusammenhängen muss, nicht existiert. Die chinesische Gelehrtenwelt, wie man sie hier erlebt, ist vor allem eine, die von Liebe zur Kultur getragen wird. Es ist auch eine Welt, in der die politischen Trennlinien weniger zu existieren scheinen: im Westen lebende Chinesen, Taiwaner und Festlandchinesen haben an dem Band gleichermaßen mitgearbeitet.

Schließlich mag man auch in der seltsam lockeren Komposition des Bandes ein spezifisch chinesisches Kulturelement wiederfinden: Sie erinnert in manchem an die Eigenart der chinesischen Schrift bzw. Sprache selbst, in der Worte bzw. Zeichen nebeneinander gestellt werden, um eine Art Sinnüberlappung zu evozieren, aber nicht, wie im Westen, logisch lückenlose, unerbittliche Argumentationsketten geschmiedet werden.

Andreas Bracher

Frühchristliche Spurensuche

CHRISTOPH BAUMER: **Frühes Christentum zwischen Euphrat und Jangtse**. Eine Zeitreise entlang der Seidenstraße zur Kirche des Ostens. Urachhaus Verlag, Stuttgart 2005. 336 Seiten, 59 EUR.

Wenn wir im Westen von der »Kirche des Ostens« sprechen, meinen wir damit für gewöhnlich die Kirchen der russischen oder griechischen Orthodoxie. Während der Zeit der kommunistischen Herrschaft in Russland und Osteuropa war der Begriff hierzulande auch politisch besetzt: Er stand synonym für die unterdrückte und verfolgte Kirche, die »Martyrerkirche«, im kommunistischen Machtbereich. Doch in der Kirchengeschichtsschreibung hat der Begriff noch eine ganz andere Bedeutung: Er verweist auf die christlichen orientalischen Kirchen, beispielsweise das ostsyrische Christentum, die Chaldäische Kirche, die Thomas-Christen Südindiens und andere christliche Kirchen oder Gemeinschaften. Über ihre dramatische Geschichte, ihre spirituelle und kulturelle Bedeutung ist außerhalb von Expertenkreisen heute kaum etwas bekannt. Dem Schweizer Christoph Baumer, einem der international führenden Erforscher Zentralasiens, insbesondere Chinas und Tibets, kommt nun das Verdienst zu, mit seinem umfangreichen, opulent illustrierten Band »Frühes Christentum zwischen Euphrat und Jangtse« die Geschichte und den Geist dieser von Rom unabhängigen christlichen Kirche einem breiteren Publikum nahe zu bringen.

Von Anfang an war die Geschichte der Kirche des Ostens, der so genannten »Nestorianer«, von Extremen und Verfolgungen geprägt. Benannt nach ihrem Namensgeber Nestorius, der ihr übrigens nie angehörte, erstreckte sich diese bedeutende christliche Strömung im 13. Jahrhundert vom Mittelmeer entlang der Seidenstraßen bis nach China und zählte mehr als 200 Bistümer. Nestorianische Missionare wurden im 7. Jahrhundert vom Kaiser von

China empfangen und in der Mongolei waren sowohl der Schutzherr des jungen Dschinghis Khan als auch die Mutter Kaiser Kublai Khans Nestorianer. In Asien traten die Nestorianer in einen lebhaften Dialog mit Islam, Buddhismus und Daoismus. Heute zählt die Kirche des Ostens nur mehr rund 400 000 Gläubige und kämpft im Irak, im Iran, im Nordosten Syriens, in Westeuropa und in den USA um ihr Überleben. Dass sie im Westen derart in Vergessenheit geriet, führt der Autor nicht allein auf ihre geringe Größe zurück, sondern auch auf das eurozentrische Geschichtsverständnis.

In seinem Buch beschränkt sich Christoph Baumer jedoch nicht auf die Darstellung der äußeren, zumeist tragischen Ereignisse in der Geschichte der Kirche des Ostens. An verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Zusammenhängen wendet er sich immer wieder ihren reichen spirituellen, theologischen und wissenschaftlichen Wurzeln zu. Während der spirituelle Geist der Kirche des Ostens eine große Anzahl herausragender Meister christlicher Mystik hervorbrachte, deren Strahlkraft auf die islamische Mystik beträchtlich war, schlugen die nestorianischen Übersetzer und Wissenschaftler eine Brücke, die das Wissen der klassischen Antike mit dem europäischen Mittelalter verband. Auch in der theologischen Reflexion beschränkt die Kirche des Ostens eigene, kreative Wege. Das vielleicht herausragendste Merkmal ist die von ihr vertretene »optimistische Anthropologie«, die es ihr ermöglicht, in einen konstruktiven Dialog mit anderen Glaubensrichtungen zu treten, wie etwa in China im 8./9. Jahrhundert mit dem Daoismus.

Hier sieht Christoph Baumer denn auch eine längerfristig angelegte Zukunftsperspektive für die Kirche des Ostens, wenn er am Schluss seines Buches schreibt: »Die Kirche des Ostens ist eine asiatische Kirche, die ihre orientalischen Wurzeln bewahrt hat. Als solche verfügt sie über das Potential, solche Menschen Asiens anzuziehen, die sich von der katholischen und den protestantischen

Kirchen weniger angesprochen fühlen. Es sei erlaubt zu phantasieren, dass der Griff des Islam über die Gesetzgebung zahlreicher Staaten eines Tages wieder gelockert wird. Das würde den Menschen die Wahl zurückgeben, sich für diejenige Religion zu entscheiden, die ihren Vorstellungen am besten entspricht. In diesem Moment wäre eine politisch unabhängige, in ihrer mesopotamischen Heimat stark präsente und selbstbewusste Kirche des Ostens ideal positioniert, um suchenden Menschen eine neue Antwort zu geben.«

Adelbert Reif

Unterwegs in den Heiligen Bergen Chinas

KARL JOHAENTGES/ ULI FRANZ: **Chinas Heilige Berge**. Frederking & Thaler Verlag, München 2005. 192 Seiten, 49,90 EUR.

»Die chinesische Tradition hat im Berg das vollkommene Abbild des Universums gefunden, denn er vereinigt in sich die drei Ebenen: seine Gipfel kommunizieren mit dem Himmel, sein Gewicht hält die Erde an ihrem Ort, und das Wasser fließt durch die unterirdischen Netze seiner Höhlen«, schreibt der bedeutende Sinologe und Daoismus-Spezialist John Lagerwey in seinem 1991 erschienenen Werk »China. Der Kontinent der Geister«. Über 300 heilige Berge kannte das chinesische Altertum. Der Neuzeit sind fünf Berge des Daoismus und fünf Berge des Buddhismus geblieben, außerdem der durch seine das Wolkenmeer überragenden Klippen und bizarren Steinpfeiler weltberühmte Huang Shan, der Gelbe Berg.

Anfang der neunziger Jahre fassten der Architekt, Reise- und Landschaftsfotograf Karl Johaentges und der Schriftsteller Uli Franz den Plan, diese elf Heiligen Berge Chinas mit ihren Klöstern und anderen spirituellen Stätten zu besuchen. Beide waren für dieses Vorhaben bestens prädestiniert: Karl Johaentges stand schon seit seiner ersten Reise ins Reich

der Mitte 1978 im Bann Chinas und Uli Franz hatte mehrere Jahre als Lektor und Korrespondent in Peking gearbeitet. Aber keiner von ihnen ahnte, welche Zeitspanne vom Beginn ihres Aufbruchs nach China bis zum Abschluss der Recherchen und Aufnahmen vor Ort vergehen würde. Insbesondere die fotografische Realisierung sollte sich als äußerst zeitaufwendig erweisen: Mehr als sieben Reisen unternahm Karl Johaentges, um das Bildmaterial für das Buchprojekt »Chinas Heilige Berge« zusammenzutragen. Im Durchschnitt besuchte er alle in diesem Band vorgestellten Berge dreimal. »Viele Klosterportale öffneten sich erst nach dem zweiten oder dritten Besuch und oft nur für einen Spalt«, schreibt er im Nachwort. Doch war ihm besonders daran gelegen, so tief, wie es für einen Außenstehenden und kurzfristigen Beobachter möglich ist, in den Klosteralltag und die religiösen Riten einzutauchen.

Allerdings erwiesen sich die »Heiligen Berge« für die beiden Autoren keineswegs als so »heilig«, wie zunächst erwartet. Längst hat nämlich auch hier die pure Kommerzialisierung Einzug gehalten: Das Zentrum der Berge bilden durchgestylte Kulturparks mit Hotels, Restaurants, Imbissbuden, Devotionalienläden, Asphaltstraßen, Gondelbahnen, Liften. Auf den klassischen Sonnenaufgangsgipfeln nehmen die Seilbahnen und Minibusse ihren Betrieb bereits gegen zwei Uhr in der Nacht auf. Und tagsüber sind die Gipfel wegen megaphongeleiteter Touristengruppen nur schwer zu ertragen. »Erst wenn am Nachmittag die letzte Seilbahn zu Tal schwebt, kehrt Ruhe und Besinnung in die heilige Bergwelt ein.«

Dieser jahrmarktmäßige, dem Heiligen und jeder Spiritualität abträgliche Trubel, der auch vor den Klösterhöfen nicht Halt macht, wird in dem Buch von Karl Johaentges und Uli Franz jedoch eher am Rande vermerkt. Ihre Intention zielt in eine andere Richtung: In zwei großen Teilen - »Daoismus – Sorglos die Stille« und »Buddhismus – Herzhaft die Andacht« – suchen sie dem Urgrund, dem Verborgenen, dem Wesen, auch dem Poeti-

schen dieser uns fremden Heiligkeit auf die Spur zu kommen. Uli Franz geht in seinem Text ausführlich auf die jeweilige mythologische und spirituelle Bedeutung der elf Heiligen Berge ein. Und Johaentges sensible Bilder einsamer Pilger und Mönche, die vor der gewaltigen Kulisse der Bergmassive in selbstgewählter Armut leben, lassen erkennen, dass die spirituelle Kraft, die einst von den Klöstern ausging, noch nicht erloschen ist.

Adelbert Reif

Das Antlitz Chinas

YANN LAYMA: **China**. Knesebeck Verlag, München 2003. 400 Seiten mit 200 Abbildungen und vielen 4-seitigen Faltafeln, 49,90 EUR.

Unsere heutigen Vorstellungen von fernen Ländern und fremden Kulturen werden zum größten Teil durch die Informations- und Bilderflut der modernen Massenmedien geprägt. Und auch dort, wo im Rahmen touristischer Unternehmungen eine Begegnung mit »der Welt draußen« herbeigeführt wird, bleibt sie naturgemäß oberflächlich. Schon die geringe zur Verfügung stehende Zeit derartiger Aufenthalte verhindert selbst ein nur flüchtiges Eintauchen in den kulturellen und geistigen Kosmos der Gastvölker. Dies gilt insbesondere für China mit seiner mehrere Jahrtausende umfassenden politischen Geschichte und philosophischen Tradition. Doch seit dem Ende der Abschottung Chinas und dem rapiden Anwachsen des China-Tourismus hat das Angebot an fundierten Informationen über das »Reich der Mitte« beträchtlich zugenommen. Das bezieht sich nicht nur auf die Gebiete von Politik und Wirtschaft, Technik und Wissenschaft. Auch die kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen im heutigen China werden von den Medien zunehmend in den Blick genommen. Eine besondere Funktion bei der Vermittlung der neuen chinesischen Realität kommt hier den Fotografen und Textautoren repräsentativer Bildbände zu, von denen sich

inzwischen eine ganze Anzahl auf dem Markt behauptet. Ein mit 400 Seiten außergewöhnlich umfangreicher, großformatiger und entsprechend gewichtiger Band »China« stammt von dem renommierten französischen Fotografen Yann Layma mit historisch und kulturhistorisch unterstützenden Textbeiträgen von ihm selbst sowie von Anne Loussouarn, Catherine Zittoun, Zao Wou-ki, Dai Sijie, Jean Leclerc du Sablon und José Frèches.

Yann Layma, der 1962 in Tours geboren wurde, ist unter den Vertretern seiner Zunft zweifellos ein Ausnahmefall und – im Hinblick auf China – ein Glücksfall. »Als China 1979 begann, sich der Welt zu öffnen und die ersten Visa an Einzelreisende ausstellte, empfand ich das wie einen Ruf oder vielmehr wie eine Berufung«, schreibt Yann Layma im Vorwort zu seinem monumentalen China-Band. »Ich verspürte das tiefe Bedürfnis, in die unglaublich reiche Kultur, die der meinen so fern war, einzutauchen und das riesige Land zu erkunden, in dem ein Viertel der Menschheit zu Hause ist.« Bereits mit 16 Jahren beschloss er, sein Leben dem Porträt dieses »Riesen« zu widmen, obwohl er sich ursprünglich mit dem Plan trug, Insektenforscher zu werden. Doch die gewaltigen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die sich gerade zu dieser Zeit in China vollzogen und den Bruch mit dem Mao-Kommunismus herbeiführten – Entkollektivierung der Landwirtschaft, Schaffung erster freier Märkte, Errichtung von Wirtschaftszone und anderem mehr – ließen bei ihm alle anderen Überlegungen in den Hintergrund treten: Yann Laymas einziges Ziel bestand nur mehr darin, »das große Unbekannte zu entdecken«, den, aus westlicher Sicht betrachtet, »anderen Pol der menschlichen Erfahrung«. Seine unbezähmbare Leidenschaft für China verleitete ihn allerdings nicht dazu, Hals über Kopf aufzubrechen und sich unvorbereitet in unkalkulierbare Abenteuer zu stürzen. Vielmehr folgte er einer Weisheit des großen Lao-Tse: »Eine Reise von tausend Li beginnt mit einem Schritt.« Dieser erste Schritt des zu-

künftigen China-Fotografen bestand darin, dass er Kurse an der European Business School und am Institut für orientalische Sprachen und Kulturen belegte, um dort die für sein von vornherein langfristig konzipiertes Projekt unabdingbaren Grundkenntnisse zu erwerben. Zusätzlich gerüstet mit alten chinesischen Volksweisheiten – »Sei an einem neuen Ort offen für alles, bleibe aber bei dir« oder »Der vom Zufall bestimmte Moment ist besser als der gewählte« oder »Wer zu warten weiß, dem öffnet die Zeit die Türen« –, trat er schließlich seine erste Reise nach China an, die zu einer lebenslangen Reise werden sollte. Kreuz und quer bereist er seither das Land und mehr als sechzig Reportagen hat er über seine Aufenthalte verfasst.

Im vorliegenden Band, der für sich das Prädikat eines editorischen Meisterwerkes beanspruchen darf, dokumentiert Yann Layma einen repräsentativen Querschnitt durch seine nun schon weit über dreißig Jahre währende intensive Beschäftigung mit dem »Phänomen China«. Gelegentlich spricht er von einer »wunderbaren Initiationsreise« und so wirken denn auch viele der von ihm hier vorgestellten Aufnahmen auf bemerkenswerte Weise sensibel, manchmal geradezu spirituell, ganz unabhängig von ihrem Sujet: Ob es sich dabei um die Große Mauer im Umland von Peking handelt, um den Li-Fluss bei Guilin oder die Reisfelder von Yuanyang, um Kormoranfischer auf dem Weishan-See oder selbst um die Tristesse der Wolkenkratzer im Stadtviertel Pudong in Shanghai – auffallend häufig vermitteln Yann Laymas Bilder ein schwer zu erklärendes Gefühl der »Stille«, evozieren »Besinnung«. Dies trifft interessanterweise sogar auf manche Aufnahmen aus der Arbeitswelt zu, so etwa auf eine Straßenszene in Chongqing, wo die abgebildeten Tagelöhner bei der Essenaufnahme den Eindruck erwecken, als befänden sie sich in einer »verharrenden Stellung«, gleichsam wie auf einem Gemälde. Tief beeindruckende Porträts hat Yann Layma von einer Anzahl sehr alter Menschen aus verschiedenen Regionen des

Landes geschaffen: ihre zerklüfteten Gesichter scheinen die durch Kriege, Hungersnöte und Revolutionen des letzten Jahrhunderts verursachten Verwundungen ihres eigenen Lebens widerzuspiegeln.

Die zu einem guten Teil spirituell bestimmte fotografische Sichtweise von Yann Layma kommt natürlich in seinen religiös thematisierten Aufnahmen voll zur Geltung: der daoistische Mönch im Wudang-Gebirge, die daoistische Zeremonie im Kloster des Palasts der Purpurwolke, das hängende Kloster Xuankong Si und nicht zuletzt der Mönch vor dem daoistischen Kloster bei Yan'an sind nur einige Beispiele für Yann Laymas spirituelle Sensibilität. Unter diesem Aspekt betrachtet, zählen diese Aufnahmen zu seinen ausdrucksstärksten.

Yann Layma war sichtlich bestrebt, mit seinen Bildern alle jenseits des Politischen angesiedelten Lebensformen im heutigen China einzufangen. Einmal sind es Bilder von elementarer poetischer Kraft, insbesondere dann, wenn das landschaftliche Element in ihnen vorherrscht, andere Aufnahmen wieder zeigen eine erschütternde Verwahrlosung und Armut. Einzig das westlich-moderne China, wie es sich in Shanghai, Peking und einigen weiteren Großstädten in rasantem Tempo entwickelt, scheint hier unterrepräsentiert zu sein, obwohl Laymas Aufnahmen bis in die jüngste Zeit reichen. Wo aber bei ihm die »neue chinesische Moderne« als lebendige Form in Erscheinung tritt, zeigt sie eine verzerrte, abstoßende Fratze. Einleitend zu seinem Buch erwähnt Yann Layma zwar ausdrücklich die »gutmütige, fröhliche und freundliche Stimmung«, auf die er bei den Menschen Chinas traf, doch fällt bei der Betrachtung seiner Bilder auf, dass nur in sehr wenigen Fällen ein Lächeln oder gar ein Lachen ihre Züge erhellt. *Adelbert Reif*

Weitere Buchbesprechungen zum Thema China folgen in den nächsten Ausgaben von DIE DREI.